

## XII.

### Der Kampf gegen die Fremdwörter eine nationale Pflicht.

Wenn man fragt, warum trotz aller der Gründe, welche gegen den Gebrauch von Fremdwörtern sprechen, dennoch viele Tausende von fremden Ausdrücken täglich und stündlich angewendet werden, so lautet die Antwort: 1) aus alter, übler Gewohnheit, 2) aus Bequemlichkeit und Gedankenträgheit; 3) aus Eitelkeit und Vornehmthurei; 4) aus Fremdsüchtelei und Mangel an nationalem Sinn.

Die erste Ursache ist am leichtesten zu entschuldigen. Von früher Jugend auf sind wir an Fremdwörter gewöhnt, bei dem Unterricht, namentlich in den höheren Schulen, in Büchern und Zeitungen, im Briefverkehr, im Gespräche, in Wissenschaft und Kunst — überall klingen sie uns entgegen. Kein Wunder, wenn sie uns gegen Wissen und Willen von selbst auf die Zunge und in die Feder kommen. Sehr bezeichnend hierfür ist die Äußerung eines Gelehrten, welche der Herausgeber der Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine, Oberstlieutenant von Marées, in der „Post“ vom 22. Mai 1887 mittheilt. Er hatte diesen um die Erlaubnis gebeten, in einem eingesandten Aufsätze die unnötigen Fremdwörter zu beseitigen. Darauf schrieb ihm der Einsender zurück, er sei vollständig damit einverstanden und billige durchaus solche Sprachreinigungsbestrebungen. „Wenn ich gleichwohl,“ so schreibt er wörtlich, „oft in den alten Fehler, unnützer Weise Fremdwörter zu gebrauchen, verfall, so ist das eben die Macht der leidigen Gewohnheit, gewissermaßen eine Folge unserer gelehrten Erziehungsmethode. Ich bin förmlich erschrocken über die Menge überflüssiger Fremdwörter, die Sie aus meiner Arbeit zusammenstellen.“

In der That wissen viele gar nicht, in welchem Maße sie unter dem Banne der Fremdwörtererei stehen. Dafür erzählt Fanny Schwald in der National-Zeitung vom 6. Juni 1886 ein ergötzliches Geschichtchen. Sie hatte im Jahre 1847 einen kleinen Roman Diogena geschrieben, in welchem sie unter anderem auch den mit Fremdwörtern durchsetzten Stil der Gräfin Ida Hahn-Hahn verspottete. Sie fand damit vielen Beifall, namentlich auch bei einem gelehrten Geheimrat, welcher in ihrer Gegenwart seine besondere Genugthuung darüber aussprach, daß man dem „miserablen Salon-Jargon“ der Hahn-Hahn entgegengetreten sei. Er sagte das mit voller Unbefangenheit und erst, als er die anderen lachen sah, merkte er, daß er selbst der alten Gewohnheit zum Opfer gefallen war und stimmte nun herzlich in das Gelächter der übrigen mit ein.

Das beste Mittel sich zu überzeugen, wie viele Fremdwörter man selbst allen guten Vorsätzen zum Troste gebraucht, ist die Begründung einer Fremdwörter-Kasse, in welche für jedes vermeidbare Fremdwort eine kleine Geldstrafe gezahlt werden muß. Aus eigener Erfahrung möchte ich empfehlen, den Beitrag nicht zu hoch zu bemessen!

Die Gewohnheit ist eine Entschuldigung, aber keine Rechtfertigung für einen Mißbrauch. Namentlich bei dem Schreiben ist es Pflicht eines jeden, streng auf seine Schreibweise zu achten und sich nach Möglichkeit vor dem alten Fehler zu hüten. Das geschieht aber vielfach nicht — aus Bequemlichkeit und Gedankenträgheit. Fremdwörter, die sich uns leicht darbieten, durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, ist vielfach nicht so leicht, man muß zuweilen den Gedanken umdenken, einen ganzen Satz um eines Wortes willen ändern: wie viel bequemer ist es da, das Fremdwort einfach beizubehalten, wenn es auch nicht gerade unentbehrlich ist. Beispiele dafür findet man allenthalben. Namentlich die Zeitungen machen sich in dieser Beziehung mancher Nachlässigkeit schuldig, indem sie aus fremden Blättern ausländische Ausdrücke, statt sie zu übersetzen, gleich unmittelbar ins Deutsche herübernehmen. Wie oft haben wir in den letzten Jahren von King Bell und Bell-town gelesen: als ob wir in der deutschen Sprache keine Ausdrücke für König und Stadt hätten, noch dazu einem neuen Reichsangehörigen gegenüber.

Schlimmer ist die dritte Ursache für den Mißbrauch von Fremdwörtern, die Eitelkeit und Vornehmthuererei. Viele glauben sich den Schein höherer Bildung und besonderer Gelehrsamkeit zu geben, wenn sie möglichst viele Fremdwörter anwenden. Das war früher schlimmer als jetzt, wie wir mit Freuden anerkennen können, aber das Prunken mit dem Fremden hat noch keineswegs aufgehört. Noch immer bilden sich manche Leute ein, ein Diner und Souper sei feiner, als ein Mittagessen und Abendessen, obgleich doch der Name eine Mahlzeit schwerlich schmackhafter und feiner macht. Halbbildung und Scheinbildung suchen sich besonders gerne mit fremden Ausdrücken aufzuputzen. Daß Schriftstellerinnen zuweilen Erstaunliches darin leisten können, dafür habe ich in meinem „Fremdwörterunwesen“ S. 56 f. eine lehrreiche Probe gegeben. Aber auch bei Gelehrten findet man zuweilen eine überraschende Vorliebe für den fremden Laut. Wir haben gesehen, daß Rümelin durch Ausdrücke wie Brustkasten, Herzbeutel, Zwerch- und Rippenfell an das Schlachthaus erinnert wurde, daß ihm die fremdländischen Namen „gelehrter und vornehmer“ klangen. Wird denn aber die Sache anders, wenn man sie mit einem griechischen oder lateinischen Namen benennt? Ist „Ventriloquistik“ mehr als Bauchrederkunst? Ist „Extraction der Zähne“, über welche Prof. Holländer ein jedenfalls sehr gelehrtes Werk geschrieben hat, etwas anderes als das Ausziehen der Zähne? Und welcher Unterschied besteht zwischen der Kunst des Ausstopfens und der Taridermie oder Dianassologie oder Dermatoplastik? Mit bitteren Worten geißelt Arndt diese Unsitte: „Wenn ein sogenannter Gelehrter von seiner Wissenschaft, ja wenn er nur von Kohl und Rüben und von schönem oder schlechtem

Wetter spricht, klingt es nicht oft, als sei ein Mann vom Monde heruntergefallen, der die Sprache der Menschen nicht versteht?"

Das schlimmste Förderungsmittel der Fremdwörterei ist die Fremdsüchtelei, der Mangel an nationalem Sinn. Die Ausländerei ist ein alter, tief eingewurzelter Fehler unseres Volkes, jene bewundernde Ehrfurcht vor allem, was fremd heißt, die Überzeugung, daß das, was weit her ist, d. h. aus der Ferne kommt, auch in anderem Sinne weit her, d. h. besser als das Einheimische sei. Das ist ein alter Schade. Schon Simon Kot, der Verfasser des ersten Fremdwörterbuches v. J. 1572, wirft den Deutschen vor, keine andere Nation unter der Sonne sei so „fürwitzig, äffisch und nachthätig als die deutsche.“ Fichte hält zürnend in seinen Reden an die deutsche Nation seinen Landsleuten vor, dem Deutschen klinge römischer Laut edler, römische Sitte scheine ihm feiner, dagegen die deutsche gemein, sein größter Triumph sei, wenn man ihn nicht für einen Deutschen, sondern etwa für einen Engländer oder Spanier halte, je nachdem nun einer von diesen gerade am meisten Mode sei.“ Auch unser großer Reichskanzler, Fürst Bismarck, hat sich zu wiederholten Malen mit bitteren Worten über diese Auslandsucht der Deutschen beklagt, über die einzig dastehende Fähigkeit der Deutschen, in die Haut eines anderen, besonders eines Ausländers zu fahren. Wie häufig hört man die Klage, daß der Deutsche im Auslande seine Sprache und sein Volkstum bald aufgibt, daß er seinem ehrlichen deutschen Namen eine englische oder französische, ja sogar magyarische oder tschechische Form giebt. Wer diesem Erbfehler der Deutschen, der Ausländerei, fröhnt, dem ist es einerlei, wie seine Sprache behandelt wird: es ist ja nur Deutsch! Umgekehrt wer Gefühl für sein Volk hat, wer darauf stolz ist, ein Deutscher zu sein, der wird auch seine Sprache lieben, seine Muttersprache, wie es so sinnig heißt, die er von den Lippen der treuen Mutter gelernt hat, die sich mit den heiligsten Erinnerungen seiner Jugend verwebt, in welcher die großen Denker und Dichter seines Volkes zu ihm sprechen. Ja die Muttersprache ist ein herrliches, heiliges nationales Gut. Mehr als Bodenbeschaffenheit und Körperbau, mehr als Sitten und Gebräuche scheidet die Sprache die Völker von einander. Und anderseits hält wiederum nichts die Angehörigen desselben Stammes so innig zusammen wie die Sprache. Was hat Deutschland in früheren trüben Zeiten geeinigt trotz aller Fesselnheit? Was verbindet noch jetzt die Deutschen außerhalb des Reiches, ja außerhalb Europas mit dem Mutterlande? Vor allem die gleiche Sprache. „Ein geistigeres und innigeres Element des Lebens als die Sprache hat ein Volk nicht,“ sagt Arndt: „will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigentümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.“

In der That lehrt die Geschichte unserer Sprache auf das deutlichste, daß Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Muttersprache Hand in Hand gehen, daß in den Zeiten nationalen Aufschwungs der Eifer für die Sprache wächst, in den Zeiten der Abspannung und der Ohnmacht dagegen ermattet. „Der

Krieg gegen die Fremdwörter ist ein Symptom des erstarkenden Nationalgefühls“ — so äußert sich Scherer in dem oben erwähnten Aufsätze in den Preussischen Jahrbüchern, und Scherer war kein Sprachreiniger. Ja sogar Karl Hillebrand, der Verteidiger der Fremdwörter, der selbst in übertriebener Weise fremde Ausdrücke unter das Deutsche mischt, thut den Ausspruch: „Wer das nationale Sprachgefühl so sehr verloren hat, daß er unterschiedslos ein Fremdwort für ein deutsches Wort setzt, der vergeht sich schwer am Nationalgeist“ \*).

Wenn Kümelins Gewissen durch den Gebrauch von Fremdwörtern nicht stärker belastet wird als durch den Genuß ausländischer Erzeugnisse, so hat er das mit seinem Gewissen auszumachen; uns geht das nichts an. Wir meinen, daß der Kampf gegen das Fremdwörterunwesen nicht nur eine Frage des guten Geschmacks ist, nicht nur eine Pflicht gegen unsere reiche, bildungsfähige, schöne Sprache, daß durch Vermeidung von Fremdwörtern nicht nur der Wohlklang, die Klarheit, die Sprachrichtigkeit und die Verständlichkeit unserer Rede gefördert wird, sondern daß auch durch die Bekämpfung des alten Erbübels der Ausländerei, durch die liebevolle Pflege der Muttersprache der nationale Sinn in unserem Volke gehoben und gekräftigt wird.

Unter dem frischen Eindrucke der Freiheitskriege im Jahre 1814 schrieb ein deutscher Mann, welcher ein warmes Herz für sein Volk hatte, Friedrich Heinsius, in dem deutschen Hausschatze folgende Worte, die man nicht ohne ein Gefühl der Rührung lesen kann: „In dieser Verachtung und Knechtschaft der Sprache ist der größte Teil des jetzigen Geschlechts der Deutschen aufgewachsen und büßt nun die Schuld der Väter wie die eigene um so härter, da sie als eingewurzelttes Übel, gleich der Erbsünde, auf Kind und Kindeskind fortzugehen droht. Jetzt oder nie dürfen wir hoffen, dieses gemeine Übel mit Erfolg zu bekämpfen, da das Ehrgefühl des Volkes sich mit seiner Streitkraft erhoben und die Gesinnung desselben den Stempel der Deutschheit wieder gewonnen hat. Diese Wiedergeburt der edlen Volksnatur wird es nicht zugeben, daß die deutsche Sprache noch länger entstellt und verkrüppelt, in Reichthum und Überfluß kargend und mit fremdem Flitterstaub sich deckend, unter einem kräftigen, tapferen, gelehrigen, in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe gebildeten Volke verachtet und krankhaft einhereschleiche. Die Stimme der Ehre wird stärker sein als die träge Gewohnheit, die hartgezüchtigte Vorliebe für das Fremde wird gebührend zurücktreten vor der lohnenden Liebe zu dem Einheimischen, und der deutsch gesinnte Deutsche wird wieder seine gesunde Sprache erringen, wie er seine Freiheit errungen hat.“

Was Heinsius und mit ihm viele der Edelsten unseres Volkes damals hofften, ist nicht in Erfüllung gegangen. Auf das herrliche Morgenrot der

\*) K. Hillebrand, Wälsches und Deutsches, S. 348. Über seine Vorliebe für Fremdwörter vergl. mein Fremdwörterunwesen, S. 62—64.

Freiheitskriege folgte ein trüber, dumpfer Tag, die traurige Zeit des Rückschrittes, der staatlichen Zerrissenheit und Ohnmacht. Aber was jene Männer damals vergebens ersehnten, das kann, das wird hoffentlich unsere Zeit bringen. Deutschlands Stern ist in hellem Glanze emporgestiegen; der Traum unserer Jugendjahre ist zur Wirklichkeit geworden, das deutsche Reich ist wieder erstanden, hehrer und mächtiger denn je; der deutsche Geist liegt nicht mehr in den Fesseln Frankreichs, unser Volk fängt an, Stolz auf sein Volkstum zu empfinden. So dürfen wir wohl hoffen, daß auch unsere Muttersprache bald die Spuren der alten Geistesknechtschaft abschütteln wird. Hoherfreuliche Anfänge zur Besserung sind gemacht; aber noch ist viel zu thun. Der Kampf für die Ehre der Muttersprache wird nicht in raschem Siegeslauf auf blutiger Walsstatt entschieden, hier heißt es unermüdlich kämpfen, unablässig mahnen und warnen, anregen und belehren, strafen und spotten, bis der alte böse Feind der Ausländerei und Fremdwörterei darniederliegt. Der Sprachverein hat diesen guten Kampf auf seine Fahne geschrieben; er wendet sich an alle Deutschen, welche ihre Muttersprache und ihr Volkstum lieben. Jeder unter uns, welches Standes und Alters er sei, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, alle, alle sollen kampfesfreudig mit uns eintreten für die Rechte unserer allzulange vernachlässigten und gemißhandelten teuren Muttersprache; wer dies thut, der erfüllt — trotz Delbrück und Rümelin — eine nationale Pflicht.

---

Freiheitskriege  
 schrittes, der sta  
 damals vergeber  
 Deutschlands St  
 Jugendjahre ist  
 standen, hehrer  
 den fesseln Fran  
 pfinden. So dü  
 Spuren der alte  
 zur Besserung si  
 Ehre der Mutte  
 entschieden, hier  
 anregen und bele  
 länderei und fre  
 Kampf auf seine  
 ihre Muttersprach  
 und Alters er sei  
 sollen kampfesfre  
 nachlässigten und  
 — trotz Delbrück



traurige Zeit des Rück-  
 Aber was jene Männer  
 ch unsere Zeit bringen.  
 gen; der Traum unserer  
 sche Reich ist wieder er-  
 Geist liegt nicht mehr in  
 auf sein Volkstum zu emp-  
 e Muttersprache bald die  
 Hoherfreuliche Anfänge  
 n. Der Kampf für die  
 auf auf blutiger Walstatt  
 ig mahnen und warnen,  
 te böse Feind der Aus-  
 berein hat diesen guten  
 alle Deutschen, welche  
 er uns, welches Standes  
 Jungfrauen, alle, alle  
 unserer allzulange ver-  
 er dies thut, der erfüllt  
 Licht.